

Verbundkatalog Kalliope

Hans Carossa und Waldemar Bonsels

Unbekannt

ca.

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Aufsätze zum Lebenswerk des Dichters

Diese Arbeit über "Hans Carossa und Waldemar Bonsels" befand sich unter den Briefeingängen des Dichters.

Der Aufsatz wurde um 1937 geschrieben. Der Verfasser konnte nicht mehr ermittelt werden.

A b s c h r i f t

Schon viel ist über den Altersstil einzelner Zeitalter oder Künstler geschrieben worden. Mag man dabei nun an Dichtung oder Malerei, an Goethe oder Rembrandt denken. Und bereits hier könnte man die bisher noch nicht gestellte Frage aufwerfen, warum wäre der gleiche Stil bei Schiller oder Rubens auch dann nicht denkbar, wenn ihnen das Schicksal eine gleich lange Lebensdauer geschenkt hätte.

Denn es handelt sich hier nicht nur um ein bestimmtes Alter, sondern gleichzeitig um eine bestimmte Lebenshaltung, die nicht das Ergebnis eines langen Lebens zu sein braucht, sondern von Anfang an vorhanden sein kann. Das vermag ein Blick auf Carossa zu bezeugen, dessen Werke von vornherein eine gewisse Lebensreife und einen ihnen entsprechenden Altersstil aufweisen. Für einen Vergleich besonders aufschlussreich sind dabei die Gegensätze, die zwischen seinem letzten Werk "Geheimnisse eines reifen Lebens" (1936) und Bonsels vor kurzem erschienenem Roman "Marios Heimkehr" bestehen.

Zieht man in Betracht, wie weit die Entstehungszeit von der Dichtung Carossas zurückreicht, so ergibt sich, dass die beiden Werke in fast derselben Alterszeit geschrieben sind. Und doch machen sich hier Unterschiede geltend, die zwei Generationen trennen. Formgeschichtlich gehört Carossa noch durchaus zu der Generation, die die Neuromantik verkörpert und in dem Symbolismus eines Rilke und Hofmannsthal sowie den frühen Dichtungen Georges ihren stärksten Ausdruck gefunden hat.

Bonsels dagegen gehört trotz der wenigen Jahre, die er jünger als Carossa ist, zur folgenden Generation, die den Stil unserer Zeit bestimmt und an allen entscheidenden Stellen eine Rückkehr zu einer einfacheren, einheitlicheren Formenwelt zeitigt.

Diese Unterschiede finden durch das Gegensätzliche der Per-

sönlichkeiten noch ihre Verschärfung. Die Verfeinerung und Kompliziertheit, die sich in den Zeilen Carossas ankündigt, wird noch durch die Sentimentalität seines Wesens verstärkt, während bei Bonsels ein unproblematisches Aufgeschlossensein der Natur gegenüber mit einer naiven Gestaltungsart Hand in Hand gehen. Und doch fordert schon diese Gegenüberstellung zum Widerspruch heraus. Denn jede Sentimentalität birgt die Sehnsucht nach einer Einfachheit in sich, die in dieser Art in einer Natur, die nun einmal weder gut noch böse ist, ewig undenkbar ist. So ergehen sich die Betrachtungen Carossas in Gedanken über die ewige Zwiespältigkeit aller Erscheinungen, während bei Bonsels Gut und Böse in gleicher Weise bejaht und in ihrer unabänderlichen Notwendigkeit dargestellt werden.

Als Beispiel lassen sich am besten folgende Worte Carossas anführen: "Warum hab ich dich erschlagen, Haselnatter, wehrloses junges Geschöpf? Ich, der seit so vielen Jahren Frieden hielt mit Gottes Kreaturen? Unwissende töten dich aus Furcht; denn du schimmerst graubraun, und zwei Reihen dunkler Flecken zeichnen deinen Rücken; das genügt schon den Menschen, dich für eine Kreuzotter zu halten, den fahrlässigen, die sich selten die Mühe nehmen, ein Ding genau in die Augen zu fassen." Bonsels erscheint dagegen auch die Kreuzotter als ein Geschöpf Gottes, dessen dunkle Unergründlichkeit es zu bejahen gilt. So beruht der Wert seiner letzten Schöpfung vor allem in der Stellung, die hier das Böse als Träger der Handlung einnimmt und ohne die Marios Lichtgestalt gar nicht denkbar wäre.

Die Natur kennt wohl das Grauen, niemals aber das Mitleid; die Tragik und das Sterben, aber niemals Wehmut und Traurigkeit. Alles in ihr beruht auf innerer Notwendigkeit, gegen die sich nur die menschliche Sentimentalität aufzulehnen versucht, weil sie die Dinge nicht naiv als vom Schicksal verhängt hinzunehmen vermag und in ihrem mitunter sogar dekadenten Hang zur Schwäche und Weichheit das Gebot der Standhaftigkeit und Unerbittlichkeit verkennt. Immer wieder steht sie einer Welt gegenüber, vor der Güte und Milde versagen.

Es ist dieselbe Zwiespältigkeit, die auch in den folgenden Worten Carossas wiederkehrt: "Es kommt für jeden eine Stunde, da möchte er nur noch dem Göttlichen oder dem Elementarischen dienen. Ist keines von beiden zugänglich, so bleibt nur noch eins: wachen und schauen." Damit sind die beiden Möglichkeiten umris-

sen, vor denen ein jeder Dichter am Ende seines Weges steht. Für Carossa gibt es nur ein Wachen und Schauen. Nie ist es das Leben selbst, sondern nur die Reflexionen darüber, die in seiner Dichtung wiederkehren.

Diese Tatsache ist für den Stil Carossas entscheidend und bezeichnend zugleich: "Ein Reh kam schnuppernd heran, entriss mir die mitgebrachte Rose, fand sie geniessbar und entfernte sich fressend." Jedes Wort entspringt hier einer inneren Nachdenklichkeit und niemals dem unmittelbaren Erlebnis. Selbst der Bericht über die ungerechtfertigte Verhaftung eines alten Sonderlings verliert sich mehr und mehr in Überlegungen und Betrachtungen, die der Dichter damit verknüpft: "Ob der Sonderling sich an das Herkommen halten und nach beendetem Tabakgenuss das Gefäss dem nächsten anbieten würde, das konnte niemand voraussehen. Zuzutrauen war es ihm; doch wollte keiner den edlen Stoff aus verfemter Hand empfangen und hastig suchte jeder nach seinem eigenen Vorrat in der Tasche. Bald prangten in knochigen Händen wundersame Behälter, viele gewiss von Vätern überkommen, andere wohl im kunstbegabten Nachbarland erhandelt." Der Stil wird dabei unwillkürlich geschraubt, das Partizip kehrt häufig und an ungewohnter Stelle wieder, während sich Carossa zugleich trotz aller scheinbaren Sachlichkeit einer Folge von Worten bedient, die zum Inhalt des Gesagten in keinem Verhältnis stehen.

Daher nimmt es kein Wunder, dass sich selbst in Barbara, der einzigen Gestalt, an der alles "bestimmt und eindeutig" ist, "das zwielichtlos Klare..... mit Hausbrotwärme" begegnet, während der Dichter "immer in einem Reiche der Halblihter und Zwischentöne" lebt, dem auch die beiden anderen ihn umgebenden Frauengestalten angehören: "Mag dies alles übersteigert klingen; aber gerade was niemand gleich einsieht, ist meistens das Wahre."

Bei Bonsels zeigt dagegen selbst die Figur des Pfarrers, die einzige problematische Erscheinung seines letzten Werks, eine grössere Geschlossenheit und Bestimmtheit. Sein Ringen vollzieht sich als ein leidvolles Erleben und geschieht niemals aus blossen gedanklichen Erwägungen heraus, obgleich es um die gleichen zeitlichen Forderungen geht und Bonsels hier der Gedankenwelt Carossas besonders nahe kommt:

"Ein Zwiespalt hatte immer schon in ihm gewirkt, seit er denken konnte, ein bislang zum Schlafen und Schweigen verurteilter Dämon seiner Seele. Jetzt war er erwacht und behauptete sich

beharrlich. Das Ärgste aber war, dass dieser Teufel der Herausforderung nicht nur mahnend und drohend in ihm hauste, sondern dass er ihn auslachte.

Darüber waltete der Pfarrer von Degerndorf getreulich und zuverlässig seines Amtes. Sein Selbst sah ihm zu, sah ihn handeln, wirken und schaffen und hörte ihn reden. Das Schlimmste aber war, es sah ihn auch beten, glauben und lieben. Ob er sich noch einmal wieder mit diesem seinem Selbst zusammenfinden würde? Dies konnte nur durch eine Umwandlung geschehen, durch etwas wie eine neue Geburt, durch eine Wiedergeburt. Gab es da nicht ein Wort seines Herrn und Meisters, dass ein Mensch von neuem geboren werden müsse, um dem Reich einverleibt zu werden und in ihm Ruhe zu finden? Kraft welcher Mächte vollzog sich diese Wandlung im Leben, oder gehörte ihre Stärke schon dem Tode an?"

Welch Unterschied besteht selbst hier, wo jeder Satz einer inneren Handlung und Anschaulichkeit entspringt und niemals blosse Betrachtung und Nachdenklichkeit bleibt. Abermals geht es um jene Einheit zwischen Tat und Schau, die Carossa für unerfüllbar hält: "Er erkannte durch das Geschehnis, das für ihn schmerzlich und erschütternd zurücklag, dass ein vom Geist berührter Mensch sich durch äusserliche Arbeit wohl zu betäuben und vielleicht zu beruhigen vermochte, aber nicht zu vollenden. Der nur tätige Mensch entrückte dem Kreis seiner tieferen Teilnahme mehr und mehr, und er begriff, dass dies nicht der wahre Mensch sein konnte, so wenig wie einer, der seine Kräfte nur im Schauen und Sinnen erschöpfte. Wer aber vermochte seine Schau und sein inneres Leben durch die Tat in eine ruhende Welt zu verwandeln?"

Auch dem Pfarrer erwächst sein Verlangen zu einem unerreichbaren Ziel, weil er nicht jene höchste Forderung des Buches völlig zu erfüllen vermag: das Leben ganz zu erleiden und es ganz zu geniessen. So wird er niemals Herr darüber und bleibt immer ein Stiefkind seiner Gaben (S. 297). An der Schwelle jener Erkenntnis bleibt er zurück, die am Ende von Marios Leben steht: "Wie weit muss ein Mensch gekommen sein, um endlich zu glauben, dass nur der Schmerz heilt." Dieser tritt uns in doppelter Gestalt entgegen. Zunächst als Leid, ohne das jedes Geniessen und Erleben denkbar wäre. Und dann als selbstgewollter Verzicht, der sich in die Unabänderlichkeiten zu fügen hilft.

Daher entsagt Mario auch dem von Frau Ingrid ererbten Schlossgut freiwillig zugunsten Giselas und zieht sich mit Mar-

lehn in die Wälder zurück, wo er sich ein Blockhaus baut und seinen eigenen Gesetzen lebt. Er ist von seiner Sendung erfüllt und weiss, dass die Zeit ihm ohne allen Streit recht geben wird. Jeder Widerstand würde bloss die Berechtigung seines Tuns verdunkeln. Deshalb kann er dem Pfarrer mit Recht entgegnen:

"Was in Degernholm geschieht, ist immer noch besser als die halbe Ordnung, die entstünde, wenn ich mich mit Güte oder Gewalt zu Streit und Schlichtung in diese Verwirrung einmischte. Es würde in Degernholm nicht heller, sondern im Waldhaus dunkel. Ich kenne den Aberglauben, der Sie, die Ihren und die Zeit bestimmt, der trübe Wein möchte klar werden, wenn ihr den ungetrübten hineinmischet. Niemand trägt in Wahrheit Verlangen nach den Kräften, die ich glaube. -Ich spreche nicht von mir! Halten Sie mit Ihrer Zustimmung zurück, die ich in Ihrem Gesicht aufkommen sehe, sie ist so wertlos wie Ihr Mitleid mit den anderen. Das habt ihr schon immer getan, das ist der Fluch, der auf eurer Mühe lastet, die ihr Liebe oder Güte nennt, dass ihr das Licht verderbt, damit aus der Finsternis Dämmerung werde. Wer nicht alles von mir will, erhält nichts. Ich werde denen dort draussen nicht das Letzte nehmen, was sie noch haben, das Letzte, was sie noch hält."

Doch die tragische Verkettung des Schicksals will, dass Mario seinem eigenen Triumph zum Opfer fällt. Als Gisela sich aus den Banden des Attanger Görr löst, eines finsternen Unholds, dem sie vorübergehend die Verwaltung des Gutes überlassen hatte, und Mario sein Erbe zurückgibt, erträgt jener diesen Sieg der Reinheit und Güte nicht. So setzt er dem Leben Marios aus Hass und Verzweiflung über seine eigene Ohnmacht ein Ende, der die Welt Giselas für immer unerreichbar bleibt, obgleich sie ihm vorübergehend gehörte und er sie für immer in den eigenen dunklen Bereich bannen zu können glaubte, als ob sich Licht und Schatten jemals vertragen und einander nicht nur vernichten könnten.

Auch aus diesem Buche spricht ein geheimnisvolles Wissen von letzten ewigen Dingen, aber Wissen und Reife stammen aus einer anderen Welt als der Verzicht und die Bescheidung Carossas. Bonsels Weg verläuft weiterhin in Bahnen, denen auch die Jugend zu folgen vermag, der Bonsels von jeher in besonderem Masse zugetan war, während Carossa nicht von der Form, sondern nur vom Gehalt seiner Werke her in die heutige Zeit hineinragt. Denn hier steht ein überaus reiches Menschenleben in dem Dienst

seiner Mitwelt und hat in seinem stillen Bereich schon längst verwirklicht, was der Gegenwart unter den Worten "Gemeinnutz geht vor Eigennutz" als höchstes Ziel vorschwebt. Mit Bonsels berührt Carossa sich dabei in der Erkenntnis, die am Schlusse von "Narren und Helden" steht, wenn von dem Weg zu uns selbst die Rede ist, "jenem einzigen Weg, den wir gehen können, wenn wir wahre Gemeinschaft mit den Menschen finden sollen."